

Zwischen Trauma und Hoffnung

Im «Pilgerbrunnen» finden Kleinkinder Schutz, oft fehlt es jedoch an Plätzen

CLAUDIA REY

Wenn das Telefon im Kinderheim Pilgerbrunnen klingelt, ist manchmal eine Polizist oder eine Polizistin dran. «Habt ihr Platz für ein Kind? Jetzt sofort?» Eine Stunde später stehen die Polizisten vor der Türe des Kinderheims beim Albisriederplatz – neben sich ein verunsichertes Kleinkind.

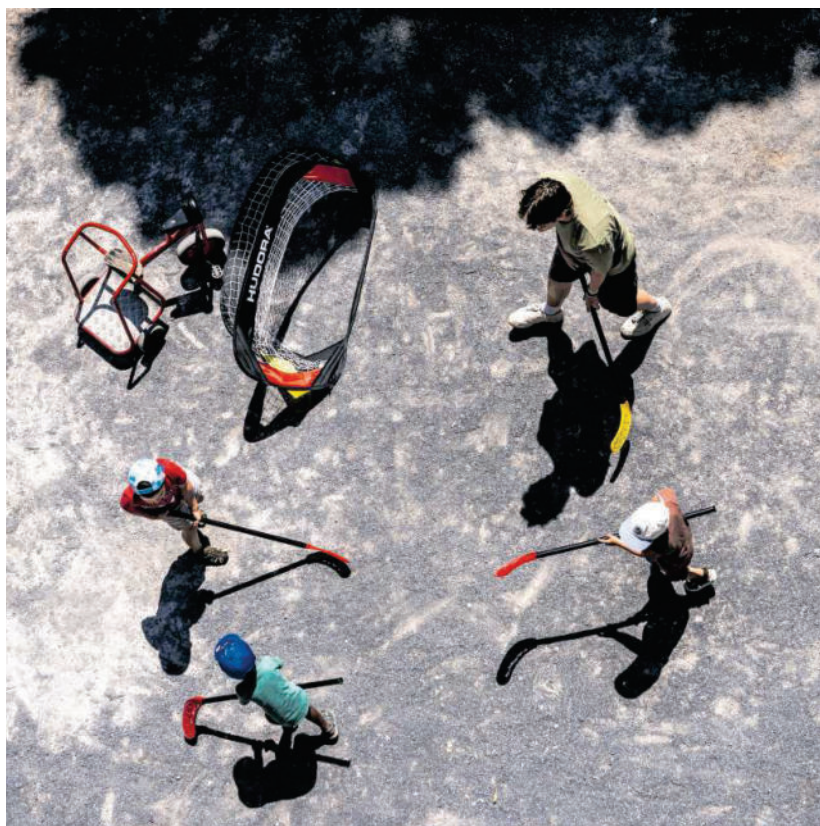
Häufig steuern die Kinder im «Pilgerbrunnen» dann als Erstes auf das Aquarium zu, das im Wohnzimmer steht. Sie schauen den Garnelen beim Aufsteigen zu und den Putzerfischen dabei, wie sie sich an der Scheibe festsaugen. Es ist vielleicht das Schönste, was sie in den vergangenen Stunden gesehen haben. Die Ruhe des Aquariums vermittelt ihnen Sicherheit in einem Moment voller Unsicherheit.

Wenig Optionen

Die Geschichte mit dem Aquarium erzählt Karin Renfer. Sie arbeitet seit 20 Jahren im «Pilgerbrunnen» und leitet eine der vier Wohngruppen. Die 50-jährige Sozialpädagogin hat Buben und Mädchen gesehen, die geschlagen wurden, die erschöpft und verängstigt waren. Und die alle Hilfe des Kinderheims brauchten. 28 Plätze bietet das Zürcher Heim – und meistens sind alle belegt. «Wir haben zu wenig Plätze – vor allem für Geschwister und Säuglinge», sagt Renfer. Rund 100 Mal pro Jahr muss das Kinderheim Pilgerbrunnen Anfragen ablehnen. Im Schnitt jeden dritten Tag.

Ein bis zwei Prozent der Kinder im Kanton Zürich sind fremdplatziert, weil die Eltern sie nicht betreuen können oder wollen. Sie leben bei Verwandten, bei Pflegeeltern oder in Kinderheimen wie dem «Pilgerbrunnen». Für kleine Kinder von 0 bis 7 Jahren gibt es wenig Optionen. Neben dem «Pilgerbrunnen» nehmen nur noch wenige weitere Institutionen im Kanton Kleinkinder auf.

In der Gruppe von Renfer wohnen derzeit fünf Kinder: zwei Babys, zwei Kindergärtler und ein Primarschüler. Während die drei grösseren gerade in Badehosen durch den Garten im Innenhof rennen, sich mit Wasser bespritzen und vor Freude kreischen, schaukelt drinnen ein Vater ein Baby auf dem Arm. Im «Pilgerbrunnen» sol-



Spielen wird im «Pilgerbrunnen» grossgeschrieben. Die Kinder dort sind bis 7 Jahre alt.

VALERIANO DI DOMENICO

Kind und die Angestellten des Kinderheims. Solche Fälle sind jedoch selten. Die meisten Eltern arbeiteten mit dem Kinderheim zusammen – auch dann, wenn sie eigentlich nicht einverstanden seien mit der Platzierung.

Entscheidend sei, den Eltern beim Erstgespräch mit Empathie zu begegnen und sie nicht zu verurteilen, sagt Renfer. Oft liege der Grund für das Verhalten der Eltern in deren eigener Biografie. Viele hätten selbst Gewalt, Misshandlungen und Vernachlässigung erlebt.

Auf das Erstgespräch mit den Eltern folgt in den meisten Fällen eine diagnostische Abklärung, um herauszufinden, was für das Kind langfristig am besten ist: die Rückkehr zu den Eltern, ein längerer Aufenthalt im «Pilgerbrunnen», eine Übergabe an ein anderes Kinderheim oder eine Pflegefamilie. Im langjährigen Durchschnitt gehen 75 Prozent zurück zu den Eltern, zuletzt seien es jedoch weniger gewesen. Das sagt Manuela Gärtner, sie leitet seit 10 Jahren das Kinderheim Pilgerbrunnen.

Gärtner hat eine Erklärung dafür: Eltern haben heute weniger Ressourcen und sind stärker belastet – sei das durch psychische Probleme, eine Migrationsgeschichte oder weil sie sich sozial isolierten. Zudem gerieten immer mehr Familien in Zürich stark unter Druck – steigende Preise und fehlende Unterstützung macht die Sozialpädagogin als Haupttreiber aus: «Viele unserer Familien können sich das Leben in der Stadt kaum mehr leisten. Und sie sind isoliert, es fehlt die Unterstützung von Verwandten – besonders bei Familien, die in die Schweiz migriert sind.»

Sind die Eltern überfordert, werden die Kinder rasch zu Opfern. Das zeigt die nationale Kinderschutzstatistik: Kleinkinder sind einem überproportional grossen Risiko ausgesetzt, misshandelt zu werden. Jede fünfte Misshandlung – ob psychisch oder physisch – betrifft in der Schweiz ein Kind im ersten Lebensjahr. In knapp der Hälfte aller Fälle sind Kinder unter sechs Jahren die

auf verlassen konnten, dass sie etwas zu essen bekommen.» Andere Kinder zeigten sichtbare Spuren von Misshandlungen – und wieder andere seien psychisch traumatisiert, weil sie häusliche Gewalt beobachtet hätten. Deshalb sind fast alle Kinder im «Pilgerbrunnen» in Therapie. Im Flur hängt ein Wochenplan mit symbolischen Stickern. Die Sticker zeigen etwa, wann die Kinder Mal- oder Bewegungstherapie haben, aber auch, wann die Eltern vorbeikommen oder anrufen.

Ein Sticker für jeden Besuch

Die Eltern des Babys, das vom Vater geschaukelt wird, sind zweimal pro Tag im «Pilgerbrunnen» und begleiten es, wann immer möglich, abends in den Schlaf. Bei ihm hängt jeden Tag ein Sticker mit Mama und Papa. Ein anderes Kind hat seine Eltern seit Monaten nicht mehr gesehen. «Die Kinder werden bei uns sehr oft enttäuscht», sagt Renfer. Wenn eine Mutter zum vierten Mal nicht komme, obwohl der Sticker dem Kind angezeigt habe, dass sie komme, dann sei das für das Kind schwierig auszuhalten.

Ein Kind habe kürzlich gesagt: «Wir können den Sticker mit der Mama drauf ja jetzt auch einfach entsorgen.» Renfer versucht in solchen Situationen den Eltern zu zeigen, was ihr Verhalten mit den Kindern macht. Denn für sie ist klar: «Wir können die Eltern nicht ersetzen, wir können sie nur ergänzen.» Das zeigt sich bei wichtigen Anlässen im Leben der Kinder: wenn die Eltern zum Geburtstag nicht kommen oder den Besuchstag im Kindergarten vergessen. «Dann sitzen da bei allen anderen die Eltern, und bei unserem Heimkind die Praktikantin, weil es sein kann, dass sie die Einzige ist, die wir kurzfristig entbehren können.»

Und auch nachts fehlen die Eltern. Die Kinder spüren dann den Trennungsschmerz, von dem sie sich tagsüber noch ablenken können. Deshalb sind die Nächte im «Pilgerbrunnen» für das Personal besonders anspruchsvoll. Manche Kinder wachen auf und weinen. «In solchen Situationen trösten wir die Kinder», sagt Renfer.

Sie ist überzeugt, dass es fahrlässig wäre, in diesem Alter keine Nähe zuzulassen. Babys werden deshalb auch im Tragetuch getragen, und Kleinkinder dürfen kuscheln, wenn sie das möchten. «Wenn ein Kind etwa erfährt, dass die Mutter ins Gefängnis muss, und niemand nimmt es dann in den Arm, dann empfinde ich das als Zumutung für das Kind», sagt Renfer. Was erlaubt ist, haben die Verantwortlichen des Heims in einem Schutzkonzept genau festgehalten.

Derzeit entsteht beim «Pilgerbrunnen» ein Neubau. 2026 soll das Kinderheim umziehen. Dann gibt es mehr Plätze für betroffene Mädchen und Buben. Jedoch lediglich vier – denn der Kanton hatte zum Zeitpunkt der Planung 2018 nicht mehr bewilligt. Der rasant steigende Bedarf an Plätzen war damals noch nicht absehbar.

Und so werden die Mitarbeitenden auch künftig häufig Anfragen ablehnen müssen. Die Behörden werden dann versuchen, die Kinder in einem anderen Heim, einem anderen Kanton oder bei einer Pflegefamilie unterzubringen. Misslingt dies, dann bleiben sie vorerst im prekären Umfeld zu Hause bei den Eltern. Dort, wo sie nicht geschützt werden können.

Opfer. Im Jahr 2024 wurden schweizweit 2084 Kinder und Jugendliche in einem Spital wegen des Verdachts einer Misshandlung betreut.

«Wir gehen davon aus, dass das nur die Spitze des Eisbergs ist», sagt Gärtner. Erfasst sind nur jene Fälle, in denen jemand hingeschaut hat – ein Nachbar, eine Kinderärztin oder eine Lehrperson. Meldet jemand der Kesk die Gefährdung eines Kindes, werden meist zuerst Hilfestellungen für die Familie angeordnet: Familienbegleitung, Entlastungsfamilien, subventionierte Kita-Plätze. Das Kinderheim kommt erst dann infrage, wenn es zu Hause gar nicht mehr geht.

Einst «für gefallene Mädchen»

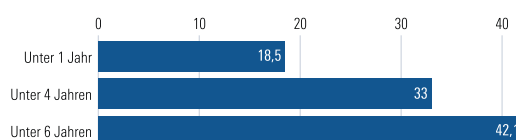
Den «Pilgerbrunnen» gibt es seit 1888. Damals war er ein Heim «für gefallene Mädchen, welche zur Arbeit und in ein geordnetes Leben zurückkehren wollten». Bis heute wird er vom Evangelischen Frauenbund Zürich getragen – inzwischen hat der «Pilgerbrunnen» einen öffentlichen Auftrag.

Die Kinder, die in den «Pilgerbrunnen» kommen, sind meistens traumatisiert, viele psychisch und physisch verwahrt. Die Gruppenleiterin Karin Renfer erinnert sich: «Ich hatte schon Kinder, die einmal pro Stunde sagten, sie hätten Hunger. Sie wollten ständig essen, weil sie sich zu Hause nicht dar-

Häufig sind Drogen im Spiel – dann kommt es vor, dass Kinder im Heim angemeldet werden, noch bevor sie auf der Welt sind.

Knapp ein Fünftel der betroffenen Kinder in der Schweiz ist weniger als ein Jahr alt

Anteil der Misshandlungsfälle im Alter zwischen 0 und 17 Jahren, nach Altersgruppe, in Prozent



QUELLE: NATIONALE KINDERSCHUTZSTATISTIK 2024

NZZ / dlt



Karin Renfer
Gruppenleiterin
im Kinderheim
Pilgerbrunnen

Manuela Gärtner
Leiterin
des Kinderheims
Pilgerbrunnen

BURKHARD

len die Eltern so gut wie möglich teilhaben am Leben der Kinder – und das ist eine Herausforderung für alle Beteiligten. Der Grossteil der Eltern geben ihre Kinder nicht freiwillig ab.

Meistens ist es die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (Kesk), die entscheidet, dass die Kinder den Eltern weggenommen werden sollen. Das kann verschiedene Gründe haben: Renfer erzählt von Eltern mit psychischen Problemen, von Gewalt, von alleinerziehenden Müttern, die ins Spital gebracht werden mussten, und von Eltern, die im Gefängnis landeten. Häufig sind auch Drogen im Spiel – und dann kommt es vor, dass Kinder im «Pilgerbrunnen» angemeldet werden, noch bevor sie auf der Welt sind.

Auch Schutzplatzierungen sind möglich. Dann wird den Eltern vorübergehend der Aufenthaltsort des Kindes verschwiegen. Das hat schon zu brennenden Situationen geführt. So hatte etwa kürzlich ein Vater gedroht, seine Ex-Partnerin und das gemeinsame Kind zu ermorden. Als er herausfand, dass das Kind im «Pilgerbrunnen» wohnt, musste es umplatziert werden. Da es sonst hätte gefährlich werden können – für das